

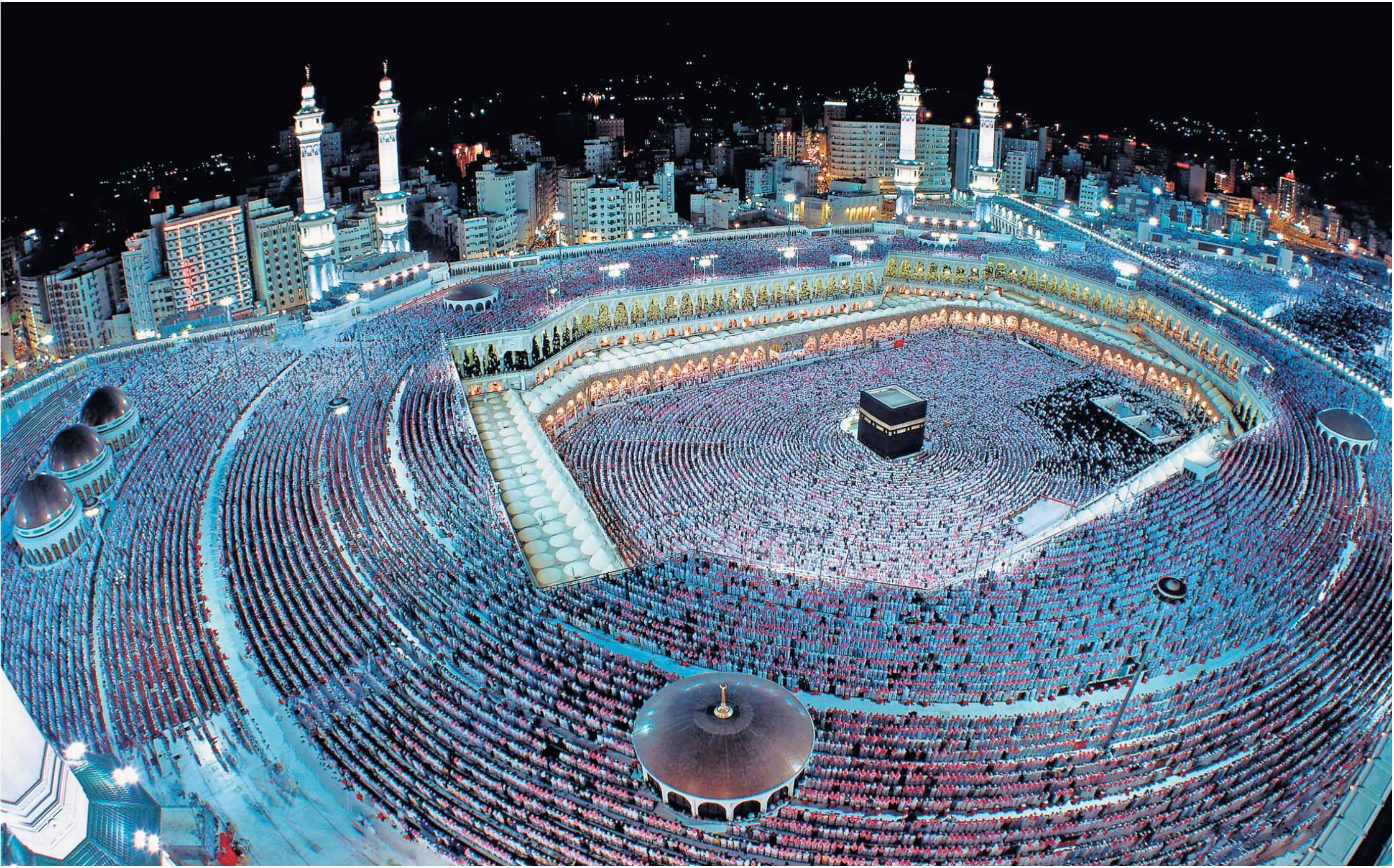


Was soll ich glauben?

Ist das Christentum tatsächlich revolutionär? Ist der Buddhismus wirklich so friedlich? Ist der Islam für die Vernunft verloren? Ist der Konfuzianismus überhaupt eine Religion? In sieben Folgen blickt die ZEIT auf die sechs Weltreligionen – und zum Abschluss auf den Unglauben

Die Folgen unserer Serie:

- Das Christentum
- Das Judentum
- Der Islam
- Der Konfuzianismus
- Der Hinduismus
- Der Buddhismus
- Der Unglaube



DIE KAABA in Mekka, das Zentrum und Pilgerziel der muslimischen Welt

# Der starke, reine, einfache Gott

Der Islam ist Monotheismus pur. Er ist auch eine Religion zwischen ängstlicher Defensive und notwendiger Reform **VON JÖRG LAU**

Der Islam ist die Religion des Erhabenen. Doch wer heute seine bleibende Botschaft sucht, muss sich durch einen Wust von Politik und Ideologie graben. Nicht nur Außenstehenden geht es so, auch die Muslime selbst müssen ihre großartige Religion heute vor Instrumentalisierung und Banalisierung in Schutz nehmen, manchmal gegen ihre höchsten Autoritäten: In der letzten Woche gab eine Professorin der Al-Azhar-Universität in Kairo eine Fatwa über den Valentinstag heraus. Der Islam, mahnt die gestrenge Al-Azhar, »verbietet die blinde Nachahmung des Westens. Darum ist die Feier des so genannten Valentinstags eine Neuerung (*Bid'ah*), die keine religiöse Grundlage findet.«

Man sollte meinen, es sei ein wenig unwürdig für die älteste islamische Fakultät der Welt (gegründet 975), sich mit derart harmlosen Dingen zu beschäftigen. Die Valentinsfatwa ist aber durchaus symptomatisch für den Zustand des institutionalisierten Islams: kulturell defensiv, scholastisch erstarrt und irgendwie freudlos. 1300 Jahre islamischer Theologie – voller atemberaubender Höhenflüge des Rationalismus und der Mystik – scheinen in einem kleinkarierten Abwehrkampf gegen alles Westliche enden zu wollen.

Der Windmühlenkampf der Al-Azhar gegen den Valentinstag findet seine Analogie in unseren ritualisierten Moscheebau-Streitigkeiten. Denn der Angst vieler Muslime vor Ansteckung mit westlicher Dekadenz entspricht die Angst vor der Islamisierung Europas. Die zunehmende wechselseitige Durchdringung der islamischen Welt und des Westens im Zeichen von weltweiter Migration, Rückkehr der Geopolitik und ökonomischer Globalisierung macht beide Seiten nervös. Muslime sehen sich als Opfer einer feindseligen, »islamophoben« Stimmung. Doch die Konversionen zum Islam nehmen seit dem 11. September 2001 zu. In der Bundesrepublik sind zwischen Juli 2004 und Juni 2005 etwa 4000 Menschen konvertiert – viermal so viele wie im Vorjahreszeitraum.

**Es ist nicht schwer,** Muslim zu werden: Man spricht die Schahada, das Glaubensbekenntnis, vor zwei muslimischen Zeugen (»Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer Allah gibt und dass Mohammed sein Gesandter ist«). Der Islam ist im Kern eine einfache Religion. Gerade dies zieht viele christliche Konvertiten an: eindeutiger Monotheismus, keine Erbsünde, keine Ambivalenz in der menschlichen Natur. Die Schöpfung ist gut und gerechtfertigt, weil sie von Allah erschaffen wurde. Der Koran ist das unverfälschte Wort Gottes und enthält alles, was der Mensch zur »Rechtleitung« braucht. Mohammed war ein Mensch, wenn auch ein ganz besonderer. Punkt. Aus.

Nicht nur Konvertiten, auch geborene Muslime schätzen die Klarheit, Entschiedenheit und das Positive der Botschaft Mohammeds: das eindeutige Gottesbild (statt der vertrackten Dreiecksgeschichte der Trinität), die heroische Leitfigur des Propheten (anstelle des leidenden und zweifelnden Christus), die klaren Unterscheidungen von Verbotenem und Erlaubtem (statt der christlichen Dialektik der menschlichen Freiheit), die Unantastbarkeit der Schrift (anstelle der kritischen Bibelwissenschaft). Und ebenda beginnen die Probleme. Denn was den Stolz der Muslime ausmacht, darin

sieht der Rest der Welt lauter Gründe für ihre Rückständigkeit. Wohl bei keiner anderen Weltreligion klaffen das Selbstbild und die Außenwahrnehmung so sehr auseinander wie beim Islam.

Wenn man näher zusammenrückt, fällt das Unterscheidende deutlicher ins Auge. Das ist das Paradox des interreligiösen Dialogs: Gerade dabei stößt man auf Differenzen, die man aus der Distanz geflissentlich übersehen konnte. Bequeme Formeln wie die vom »Glauben an den gleichen Gott« kommen nur dem leicht über die Lippen, der noch nie in der Verlegenheit war, einem frommen Muslim zu erklären, dass Jesus keineswegs nur irgendein Prophet, sondern »wahrer Gott und Mensch zugleich« sei. Wer es versucht, erntet jenes mitleidige Lächeln, mit dem die Besitzer des einzig wahren, glasklaren Monotheismus auf die bedauernden christlichen »Schriftbesitzer« herabschauen, die nur eine verwässerte Form abbekommen haben. Christen und Muslime glauben an den einen Gott, der die Welt geschaffen hat und sie am Ende der Tage richten wird. Doch sie machen sich sehr verschiedene Begriffe von ihm.

**Der Koran ist nicht »gleichsam der Türcken Bibel«,** wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt. Die Analogie trägt, wie kürzlich ein deutscher Politiker erfahren musste. Er hatte seinen türkischen Kollegen gebeten, einen als Geschenk mitgebrachten Pracht-Koran doch bitte mit einer persönlichen Widmung zu versehen. Das ließ den Besucher erstarren: Für ihn ist der Koran mehr als eine heilige Schrift. Er ist göttlicher Text, Gottes eigenes Wort, »ungeschaffen« herabgesandt durch den Engel Gabriel an den Propheten. Seine Herabsendung ist für Muslime das entscheidende Heilereignis.

So berechtigt die Rede von der heutigen Krise des Islams sein mag: Sie verdeckt, dass der Islam von Beginn an eine überaus erfolgreiche Religion war. Das Judentum hatte seinen Glauben an den einen Gott als Antwort auf die Erfahrungen der Verschleppung, der Vernichtung und des Exils entwickelt. Das Christentum bezog seine Kraft aus der Niederlage am Kreuz, die sich als Triumph erwies. Der Islam hingegen brachte seinen ersten Anhängern geradezu ungläubige Erbe und Machterlebnisse. Der Prophet gab den Arabern einen Kult, der sie binnen Kurzem spirituell wie politisch auf die Weltbühne katapultierte. Mohammed ist zwar für Muslime ganz und gar Mensch, aber im politischen Sinn war er ein Erlöser.

Mohammed widerlegte den Verdacht, Gott habe die Araber vergessen, während er Juden und Christen Propheten und heilige Bücher geschickt hatte. Er hatte ihnen vielmehr das »Siegel der Propheten« vorbehalten und mit ihm die endgültige Mahnung und »Rechtleitung«. Aus Vorformen des arabischen Monotheismus schuf Mohammed den strikten Eingottglauben. Als alleiniger Schöpfer, Bewahrer, Lenker und Richter der Welt verlangte Allah stete Hinwendung der Gläubigen – und die Ausrichtung ihres gesamten Lebens auf ihn.

Vier Daten begrenzen den Lebensweg des Propheten: 570, 610, 622, 632. Sie markieren die Geburt in Mekka, die erste Offenbarung, die Auswanderung (Hedschra) nach Medina und seinen Tod als unbestrittener Herrscher ganz Arabiens. Wie alle Propheten brachte Mohammed durch seine Mahnung enormen Stress in seine Gesellschaft:

Der Einzelne sollte sein Leben umstellen und nicht nur die neuen rituellen Pflichten (Glaubensbekenntnis, regelmäßiges Gebet, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt) erfüllen, sondern sich auch stetig prüfen, ob er den rigorosen ethischen Anforderungen genüge, nach denen am Ende der Tage abgerechnet werden würde. Die Stimmung in Mekka wandelte sich gegen ihn, bis er mit seinen Anhängern nach Yathrib (Medina) emigrierte. Das Verlassen des Clans war unerhört, geradezu eine Blasphemie gegen die Werte der Stammesgesellschaft.

Mohammed gründete eine neue Art von Gemeinschaft, einen Superclan, der sich nicht mehr durch Abstammung, sondern durch die Hinwendung zum gemeinsamen und einzigen Gott definierte. Medina stand bald hinter ihm, mit Ausnahme der drei jüdischen Stämme, die sich zu Mohammeds großer Enttäuschung nicht von seinem Prophetentum überzeugen ließen. Sie wurden vertrieben, vernichtet oder in die Sklaverei verkauft. Die Änderung der Gebetsrichtung von Jerusalem nach Mekka war die Unabhängigkeitserklärung von den beiden anderen Monotheismen. Die Umma wandte sich nun der Kaaba zu und demonstrierte damit den Anspruch, den ursprünglichen Monotheismus wiederherzustellen. Die Kaaba nämlich, hieß es nun, sei das ursprüngliche Heiligtum des Stammvaters Abraham (Ibrahim) gewesen. Die Muslime nahmen keinen Umweg mehr über den Glauben der Juden und Christen. Sie hatten den direkten Weg zu Gott eingeschlagen. Nach acht Jahren im Exil in Medina kehrte

## Der Koran

ist nicht »gleichsam der Türcken Bibel«, wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt. Er ist göttlicher Text, Gottes eigenes Wort, »ungeschaffen« herabgesandt durch den Engel Gabriel an den Propheten

Mohammed im Triumph in seine Heimatstadt Mekka zurück. Er entfernte alle Götzenbilder aus der Kaaba, die fortan nur noch Allah zuzustand.

Die anstößige Frage des vom Papst zitierten byzantinischen Kaisers, was Mohammed denn »Neues gebracht« habe, geht am Selbstverständnis des Propheten vorbei. Der Islam zog seine revolutionäre Kraft paradoxerweise gerade daraus, nichts Neues, sondern das unverfälschte Alte zurückgebracht zu haben. Das Christentum feiert den Bruch, den Jesus vollzog (auch wenn er »die Schriften erfüllt«). Der Islam aber tritt auf als eine konservative Revolution zur Wiederherstellung der alten Religion der Menschheit.

Die Araber spielten im göttlichen Heilsplan also doch eine Rolle. Aus der Gewaltgesellschaft der Nomadenstämme schuf Mohammed eine religiös-politische Bewegung, die durch einen gemeinsamen Glauben angetrieben und durch Verträge zusammengehalten wurde. Die Energien, die der Islam freisetzte, wurden in die Offensive investiert: Nur 100 Jahre nach dem Tod des Propheten erstreckte sich das Weltreich der Araber vom Indus bis an die Rhone. Dieser sagenhafte Triumph, der jahrhundertlang der Stolz der Muslime war, ist in einer interdependenten Weltgesellschaft ein pro-

blematisches Erbe. Man konnte das jüngst erfahren, als der Papst an die kriegerische Verbreitung des Islams erinnerte. Den 38 muslimischen Gelehrten, die seiner Regensburger Rede antworteten, war die Erinnerung an die historischen Tatsachen so peinlich, dass sie sie in Abrede stellten.

Es wäre bizarr, friedliebende Muslime von heute für die Frühzeit des Islams in Haftung zu nehmen. Es geht vielmehr darum, den Anteil an kriegerischer Spiritualität im frühen Islam ohne Scheuklappen zur Kenntnis zu nehmen und zu historisieren. Es wäre ein Beitrag zur Terrorprävention, denn die »Dschihadisten« glauben ja, sich auf den Propheten und seine Gefährten berufen zu können. Wichtiger noch: Nur durch Historisierung lässt sich die universale ethische Botschaft des Islams von den Daseinsmustern des arabischen Mittelalters lösen. Der Islam gehört nicht mehr den Arabern. Er ist ein globales Phänomen, von Djakarta über Neukölln bis Dearborn, Michigan. Die Theologie muss sich noch darauf einstellen.

Die Vergangenheit ist für die Muslime nicht vergangen, wie die Kämpfe zwischen Sunniten und Schiiten zeigen, die ihr Feuer auch heute noch aus der Frage nach der legitimen Nachfolge des Propheten ziehen. Aus der Kampfgemeinschaft von Medina bildete sich die umfassendere Gemeinschaft der Umma, die »beste Gemeinschaft, die je unter den Menschen hervorgebracht worden ist. Ihr gebietet, was Recht ist, und verbietet, was verwerflich ist, und glaubt an Gott.« (Sure 3, 110)

Eine Gemeinschaft, die ihren politischen Erfolg als Wirken Gottes in der Geschichte erlebt, muss von Spaltung, Bürgerkrieg und Misserfolgen kalt erwischt werden. Als Reaktion auf die politischen Ereignisse der folgenden Jahrhunderte – die Schismen, die Bruderkriege, die imperiale Überdehnung – entstand die islamische Theologie. Sie musste die wachsenden Widersprüche zwischen dem Absolutismus der Kalifen, dem ethnischen und religiösen Pluralismus des riesigen Reiches und den überkommenen Idealen der Ur-Umma von Medina intellektuell verarbeiten.

**Der Prophet wurde im Rückblick** auf den verklärten Anfang zum idealen Menschen, auf dessen überlieferten Urteilen und Handlungen (Hadith) ein ausgefeiltes Rechtssystem, die Scharia, errichtet wurde. Etwa 300 Jahre nach dem Tod des Propheten wurden im Sunnitentum die »Tore der Interpretation« (Idschithad) geschlossen. Die Orthodoxie, die alles aus einer Sure oder einem Hadith erklären kann, setzte sich historisch durch. Sie drängte Freigeister, Rationalisten und Mystiker an den Rand. Die Rechtgläubigkeit hat zwar den Ruf nach dem freieren »Islam des Geistes« nie ganz ersticken können, beherrscht aber den Mainstream.

Ihren populärsten Ausdruck findet die Orthodoxie heute in dem greisen Scheich Jussuf al-Quaradawi. Millionen sehen seine Sendung »Die Scharia und das Leben« auf al-Dschasira. Sein Buch *Erlaubtes und Verbotenes im Islam* ist seit Jahrzehnten ein Bestseller. Darin wird das ganze Leben säuberlich in halal und haram eingeteilt: Laufsport und Ringkampf sind erlaubt (hat der Prophet

selbst gern betrieben). Backgammon ist verboten (wegen der Würfel), Schach erlaubt (kein Glücksspiel). Statuen und Figuren mit menschlicher Proportion sind nicht gestattet (außer Puppen für Kinder). Männern ist es verboten, Kleidung aus Seide zu tragen (außer bei Krätze). Männliche Selbstbefriedigung ist erlaubt (wenn Fasten nicht hilft). Ungehorsame Frauen dürfen notfalls geschlagen werden (nicht ins Gesicht). Frauen ist das Zupfen von Augenbrauen untersagt (erinnert an Prostituierte). Perücken und Haarteile sind haram (weil Juden dazu neigen). Barttragen wiederum ist empfohlen (weil Juden und Christen es nicht tun). Und immer so weiter. Intimste Dinge werden zur Islamisierung des Alltags durchdekliniert. Immer gibt es Belege aus dem Leben des Propheten. Die Tradition wird zum geistigen Gefängnis.

Eine wachsende Minderheit von muslimischen Intellektuellen versucht, die Luke dieses Kerkers aufzustoßen. Der Mufti von Marseille, Soheib Bensheikh, kritisiert es, »die Überlieferungen wie eine Bedienungsanleitung zu lesen«. Fazlur Rahman aus Pakistan hat schon vor Jahrzehnten die Unterscheidung zwischen historischem und normativem Islam eingeführt. Auch der Iraner Abdolkarim Soroush trennt die überzeitliche Offenbarung scharf vom wandelbaren religiösen Wissen der Theologen. Der Ägypter Nasser Hamid Abu Zaid liest den Korantext mit den Mitteln der modernen Literaturwissenschaft. Und in Ankara ist eine ganze Schule von liberalen Theologen dabei, das heilige Buch als historisch-hermeneutisch auszulegen. Diese Versuche, die »Tore des Idschithad« wieder zu öffnen, sind Hoffnungszeichen. Allerdings leben viele Vertreter des liberalen Islams in Todesangst vor radikalen Glaubensgenossen.

Von der Freiheit dieser Theologen, mit ihrer Arbeit weiterzumachen, hängt in unserer vernetzten Welt nicht nur für die Muslime viel ab. In einer Krise fällt es naturgemäß besonders schwer, die ruhmreichen Anfänge nüchtern zu betrachten. Es ist für die allermeisten Muslime noch undenkbar, etwa die unabweisbar kriegerischen Züge des Vorbilds Mohammed zu historisieren. Dahinter steht die Angst, dass sich alles in Relativismus auflöst. Saint unberechtigt ist sie nicht.

Die älteren Verwandten des Islams, Judentum und Christentum, sind Religionen mit großem Pathos: das Judentum mit seinem Traum der Erlösung des erwählten Volkes aus Bedrängnis, das Christentum mit dem Versprechen individueller Erlösung durch das Leiden des Gottes der Liebe. Der Islam ist bemerkenswert frei davon, die Beziehung von Gott und Mensch derart zu dramatisieren. Die (für Christen fast erschreckende) Nüchternheit des Verhältnisses von Gott und Mensch gibt der muslimischen Frömmigkeit das Unwechselbare. Kein anderer Monotheismus hat die Absolutheit und Transzendenz Gottes so konsequent zu Ende gedacht wie der Islam. Er stellt den Menschen direkt und unvermittelt vor einen Gott, der in seinem alles übersteigenden Anderssein auch dem Frommsten immer entrückt bleiben muss. Diese Gotteserfahrung zwischen Unmittelbarkeit und absoluter Transzendenz ist die große Gabe des Islams an die Menschheit. Sie ist heute verschüttet unter Bergen von politischer Ideologie und steriler Buchstabengelehrsamkeit. Doch die Grabungen haben begonnen.





Foto [M]: Murat Turemis für DIE ZEIT

# Süße des Glaubens

Einst fuhr er mit dem Skateboard durch Berlin. Ferid Heider ist einer der wenigen deutschen Imame – und besonders unkonventionell

VON ANNABEL WAHBA

FERID HEIDER im geistlichen Gewand, das er selten trägt

Ferid Heiders Weg zum Glauben führte über eine Zeitungsannonce. Nicht dass er eine Partnerschaftsanzeige aufgegeben hätte, aber das Inserat war doch so etwas wie der Beginn einer großen Liebe. In einem ägyptischen Blatt suchten seine Eltern eine Gastfamilie für ihren Sohn. Heiders Vater ist irakischer Herkunft, und weil er fand, der 16 Jahre alte Ferid sollte lieber Arabisch lernen, als sich auf den Straßen Berlins herumzutreiben, wollte er ihn nach Ägypten schicken, in eines der kulturellen Zentren der arabischen Welt. Zu Hause lief nichts mehr, wie es sollte. »Ich habe meine Tage mit Haschischrauchen verbracht«, sagt Ferid Heider. Die 10. Klasse des Gymnasiums schaffte er gerade noch, »aber in mir drin war nur diese Leere«. Es war nicht die Absicht seines Vaters, einen gläubigen Muslim aus ihm zu machen, wie nebenbei verwandelte der Junge sich langsam, bis der Islam zu seinem Lebensinhalt wurde.

Als er sechs Jahre später aus Ägypten zurückkam, war Ferid Heider ein frommer Mann. Jetzt sitzt der 28-Jährige im Islamischen Kultur- und Bildungszentrum in Berlin-Neukölln und denkt nach, wie er all das erklären soll. Für ihn muss die Entdeckung des Glaubens ein Wunder gewesen sein: »Gott hat mich vor einem Leben ohne Sinn bewahrt.« Man könnte auch sagen: Seine persönlichen Erlebnisse haben ihn gläubig werden lassen. Aber Heider würde das nicht gelten lassen, weil es für ihn zu einem islamischen Leben keine Alternative gibt.

Gleich wird er unten in der Moschee zum Nachmittagsgebet rufen, Ferid Heider setzt seine gehäkelte Kappe auf den Kopf. Die Gemeindemitglieder müssen überaus fromm sein, in jedem Stockwerk mahnt ein großer Zettel, dass das Beten im Treppenhaus nicht gestattet sei. Das Zentrum hat ein ganzes Hinterhaus angemietet, unten im Gebetsraum versammeln sich die Männer, kreischende Kinder laufen auf und ab. Es ist Samstag, um die 600 Schüler, viele palästinensischer Herkunft, bekommen heute Arabischunterricht.

Ferid Heider ist Imam der Gemeinde und einer der wenigen deutschsprachigen Imame des Landes. Die türkischen und arabischen Muslime holen ihre Geistlichen meist aus den jeweiligen Heimatländern. Weil aber manche der Jugendlichen die Sprache ihrer Eltern nicht gut genug verstehen, um einer Predigt folgen zu können, verteilt man im Islamischen Kulturzentrum in Neukölln Kopfhörer für die Übersetzung. Bei Ferid Heider ist das nicht nötig, er hält seine Freitagspredigt auf Arabisch und auf Deutsch. Für Imame gibt es keine Weihe wie für Priester, Heiders Gemeinde stellte ihn ein, weil er die Voraussetzungen erfüllte: Er hat Islamstudien

absolviert, er kann den Koran rezitieren und das Freitagsgebet führen. Weil er so jung ist, kümmert er sich um die Jugendlichen seiner Gemeinde.

Er selbst wuchs im bürgerlichen Stadtteil Charlottenburg auf. Heiders Mutter stammt aus Polen, er ist in Deutschland geboren. Wenn er spricht, hört man manchmal noch den Berliner Jungen raus, der früher Skateboard fuhr und Techno-Musik hörte. Er weiß, wie psychedelische Pilze und Ecstasy auf Teenager wirken, er hat es an seinen Freunden erlebt. Weil er ein sehr weltliches Leben geführt hat, kann er die Faszination, die sein Glaube jetzt für ihn hat, so gut erklären. Äußerlich hat er sich längst aus seiner alten Welt verabschiedet, er ließ sich einen Bart wachsen, an diesem Samstag trägt er schwarze Bundfaltenhosen und ein graues Hemd. In seine Sätze streut er Worte ein wie »Inshallah« und »Der Friede sei mit ihm«, wenn er vom Propheten Mohammed spricht. Fast beneidet man diesen Mann, wie er da sitzt und sich seiner Sache so sicher ist. Davon geht eine Kraft aus. Er erzählt vom Zwiegespräch mit Gott, von Momenten des Glücks, in denen ihm zum Weinen zumute ist, von der »Süße des Glaubens«, wie es im Arabischen heißt.

Als er mit 22 aus Ägypten zurückkehrte, meinte eine Freundin seiner Mutter: Die Religion ist bei ihm nur ein Phase. Heider sagt, er habe schon damals gewusst, dass sein Glaube nicht schwächer würde. »Ich bin eine labile Person, deshalb brauche ich eine Religion mit klaren Regeln. Der Islam sagt mir genau, was ich tun soll.« Ein Skeptiker würde sagen: Er nimmt ihm das Nachdenken ab. Für Ferid Heider ist er ein Halt.

## Wie ein böser Traum, aus dem Gott ihn erweckt hat

Es hat lange gedauert, bis er ihn fand. Über die Zeit davor spricht er wie von einem bösen Traum, aus dem ihn sein Gott erweckt hat. Von sich aus wäre er nicht nach Ägypten gegangen, er fügte sich dem Willen seines Vaters. Der suchte aus den Zuschriften an die Zeitung die passende Gastfamilie aus, schließlich kam Ferid Heider in eine Beamtenfamilie aus dem Nildelta, traditionelle Muslime, nicht besonders religiös.

Vieles störte ihn in dem neuen Land, die Hitze, die bellenden Straßenhunde, die ihn nachts vom Schlafen abhielten, das Essen, die Langeweile im Dorf. Nach dem ersten Jahr wollte er wieder zurück nach Berlin, aber sein Vater entschied, Ferid solle noch länger bleiben. Es muss um diese Zeit gewesen sein, als der Islam sich seiner Gedanken bemächtigte wie eine neu entdeckte Liebe. Ferid Heider kam auf eine Schule aus dem Umkreis der Al-Azhar-Univer-

sität, der renommiertesten Bildungseinrichtung der sunnitischen Welt. Dort wurde er neben weltlichen Fächern auch in Koranstudien unterrichtet.

Aber warum ist er überhaupt so lange geblieben, wenn es ihm doch eigentlich nicht gefiel? Er hätte einfach seine Sachen packen und nach Deutschland zurückkehren können. »Ja, das wäre möglich gewesen«, sagt er. Warum er es nicht tat, sagt er nicht. Überhaupt redet er nicht viel über seine Familie, aber man ahnt, dass er in Ägypten und später in seiner muslimischen Gemeinde in Berlin die Wärme fand, die ihm zu Hause fehlte.

Er erinnert sich an kleine Momente, die ihm in seiner Gastfamilie gefielen: Wie ihn der älteste Sohn der Familie bei der Hand nahm, körperliche Nähe, die er zuvor als »schwules Getue« abgetan hätte. Heider erinnert sich auch, wie ihn fremde Leute in ihr Haus zum Essen luden. Und dann entdeckte er die Spiritualität des Gebets, die er schwer beschreiben kann. »Es ist wie ein schönes Gefühl im Bauch.« Eines, das nicht flüchtig ist wie einst der Haschischrausch, sondern das sich immer wieder einstellt, ohne Nebenwirkungen.

Im Gebetsraum von Heiders Gemeinde liegt ein weicher, türkisfarbener Teppich mit rosafarbenen Ornamenten, er dämpft die Geräusche. In einer Ecke stehen Wäscheständer, auf denen kleine Handtücher für die rituellen Waschungen trocknen. Als Dutzende Männer in den Raum strömen und sich in Reihen aufstellen, versteht man, warum Heider so fasziniert ist vom Gemeinschaftsgefühl des Gebets: Zum monotonen Singsang seiner Stimme beugen sich die Männer in vollkommener Synchronizität nach unten, dort verharren sie, richten sich wieder auf, gehen in die Knie und legen den Oberkörper auf den Boden. Es sieht aus wie ein Tanz, dessen Choreografie alle beherrschen.

Als das Gebet beendet ist, lächelt Heider verlegen, als sei es für ihn noch ungewohnt, dass alle auf ihn hören. »Ich stehe nicht gern im Mittelpunkt.« Man kann ihn sich gut vorstellen, wie er mit 22 seinen Zivildienst auf einer Altenpflegestation ableistete. Danach wollte er eigentlich wieder nach Ägypten, aber dann »kam meine Heirat dazwischen«. Heiders Frau ist türkischer Herkunft, die beiden haben sich selbst füreinander entschieden.

Heider klingt manchmal sehr liberal, wenn er zum Beispiel sagt, dass jeglicher Zwang, egal ob zum Kopftuch oder zu einer Ehe, nichts bringe. Dennoch ist er ein konservativer Muslim. Frauen gibt er von sich aus nicht die Hand, weil es schon Mohammed vermied. Wenn Heider es doch einmal tut, dann aus Höflichkeit, weil es hier so üblich ist. Er senkt dann den Blick, »aus Selbstschutz«, wie

er sagt. »Anfangs ist es nur ein Blick, dann ein Gespräch, daraus folgt ein Treffen, und am Ende steht das, was für einen Muslim ein großer Fehler wäre.«

Aber wenn schon Blickkontakte zum Problem werden können, liegt dann nicht der Schluss nahe, dass Frauen am besten zu Hause bleiben? »So ein Quatsch«, sagt Heider, »der Islam sagt nicht, dass Frauen nicht rausgehen dürfen. Wir in unserer Gemeinde verhalten uns tolerant, niemand fordert die Einführung der Scharia.« Aber er versteht die Angst vieler Deutscher vor dem Islam. »Die meisten haben ja keinen Kontakt zu Muslimen. Und jeden Tag sehen und lesen sie negative Nachrichten über Muslime. Dieses schlechte Bild will ich verändern.«

## Die Hoffnung, dass auch Mutter und Schwester Musliminnen werden

Dabei stört ihn natürlich, dass das Islamische Kultur- und Bildungszentrum mit seinem palästinensischen Publikum dem Verfassungsschutz als Treffpunkt von Hamas-Anhängern gilt. Im Zentrum geben sie sich Mühe, den Ruf aufzubessern, organisieren Dialogveranstaltungen, Straßenfeste, laden Polizisten ein zu Vorträgen, etwa über Jugendkriminalität. »Wir können nicht verhindern, dass Hamas-Anhänger hierher zum Beten kommen«, sagt Ferid Heider, »aber wir verbreiten nicht deren Gedankengut, sondern die Werte des Islams.«

Für Ferid Heider ist er die einzig wahre Religion. Und er hofft, dass das auch seine Mutter und seine Schwester irgendwann so sehen. Sie sind keine Musliminnen. Heider spricht nicht oft mit ihnen darüber, aber er wäre froh, wenn sie es noch würden. »Davon hängt für mich viel ab, weil ich weiß, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.« Und wer kein Muslim sei, komme in der Regel nicht ins Paradies.

»Ich will keinen Christen kränken«, sagt er, aber er könne genau begründen, warum er Muslim sei und nichts anderes. Der Grund liegt im Koran. »Er ist die einzige authentische Offenbarungsschrift. Anders als die Bibel ist er nicht von Menschenhand geschrieben, sondern wurde zu Lebzeiten Mohammeds verfasst. Noch heute ist er in derselben Form vorhanden wie damals.« Wenn er über den Koran spricht, redet er schnell, häuft Argument auf Argument – er will, dass man seinen Glauben versteht.

Aber könnte der Glaube, so wie er über ihn kam, nicht auch wieder von ihm gehen?

»Das liegt in Gottes Hand.« Er stützt die Ellenbogen auf, seine Hände sind ganz ruhig, die Fingerspitzen berühren sich. »Wenn Gott das möchte, kann er mir den Glauben wieder nehmen.« Ferid Heider betet jeden Tag, dass er es nicht tun wird.

MARTENSTEIN STÖRT

## Ihr Muslime!

Die Aufgabe, einen kritischen Text über den Islam zu schreiben, ist nicht besonders verlockend. Es ist einfach zu unoriginell. Kritik am Islam ist heute, in Deutschland, fast so allgegenwärtig wie die Berichterstattung über Fußball, kaum eine Woche ohne islamkritischen Leitartikel oder Magazinbeitrag irgendwo. Die Unterdrückung der Frau, die niemals stattgefundenen Reformation, die Rückständigkeit der islamisch geprägten Gesellschaften in Wissenschaft und Bürgerfreiheit, das alles muss man wirklich nicht zum hundertsten Mal schreiben, einschließlich der rituellen Differenzierung zwischen dem, ja, gewiss, rückständigen, aber, wenn man sich ein wenig Mühe gibt, halbwegs akzeptablen Islam und dem terroristischen Islamismus.

In meiner Jugend hatte der Islam erstaunlicherweise ein anderes Image. Der Islam galt damals, etwa 1970 bis 1975, im Geschichtsunterricht und an der Uni tatsächlich als eher liberaler Glaube. Es wurde gerne darauf hingewiesen, dass im Mittelalter Juden und Christen ihre Religion in islamischen Ländern ohne Lebensgefahr ausüben durften, sofern sie sich an gewisse Regeln hielten, umgekehrt war es in den christlichen Ländern zur gleichen Zeit anders. Der Islam, hieß es, kannte weder Inquisition noch Hexenverfolgung. Islamische Länder galten eine Zeit lang sogar als vergleichsweise sinnlich, die Stichworte hießen »Bauchtanz« und »Haschisch«.

Und heute? Wenn der Islam eine Marke wäre, müsste man von einer »Imagekatastrophe« sprechen. Das liegt nicht nur am Terrorismus. Zu den wichtigsten Prinzipien der westlichen Mediensgesellschaft gehören Ironie, Selbstironie, diese mitunter lästige Leichtigkeit, die über allem liegt. Wer das nicht draufhat, wer nicht lächeln kann, sieht automatisch unsympathisch aus, wenn nicht gefährlich. Als einzige Religion nimmt der Islam sich selbst seit Jahren immer ernster und ernster. Im Westen gibt es inzwischen ein paar muslimische Kabarettisten, im Großen und Ganzen aber tritt der Islam uns heute humor- und ironiefrei gegenüber, schwarz, streng, leicht erregbar.

Im Westen akzeptieren die meisten Menschen heutzutage nur Autoritäten, die bereit sind, sich infrage stellen zu lassen. Kraft und Überlegenheit des Westens speisen sich, so paradox es klingt, aus dem Zweifel. Keine Wissenschaft ohne Zweifel, keine große Kunst ohne den Zweifel. Ohne den Zweifel lässt sich keine Mondrakete bauen und kein Nobelpreis gewinnen. Mit anderen Worten: Weil der Islam sich selbst so überaus ernst nimmt, ohne Humor, ohne Zweifel, hat er den Anschluss an die moderne Welt verloren.

Natürlich hat jeder das Recht, der »modernen Welt« in stiller Askese den Rücken zuzudrehen. Der Islam möchte allerdings nicht machtlos, genügsam und weltfern sein, im Gegenteil. Dies ist sein Grundwiderspruch: Er lehnt genau das ab, was seit mehr als zwei Jahrhunderten, seit der Französischen Revolution und der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, Grundlage der westlichen Macht ist, den Skeptizismus, die Emanzipation, den Individualismus und den freien Wettbewerb der Ideen. Eine islamische Republik will Macht und fordert Respekt, aber den Preis dafür, die Freiheit, möchte sie nicht zahlen. Sie hat nur ihr Öl. Und ihre Wut.

Ironie ist die Sprache des Liberalismus. Ironie sagt aus: »Ich weiß, dass man die Dinge auch anders betrachten könnte.« Und kein Despot hat jemals Humor besessen. Deswegen wirkt der Islam, auch der harmlose, so bedrohlich.

HARALD MARTENSTEIN

### DER ISLAM IM ÜBERBLICK

## Unterwerfung unter Allahs Willen

Um 610 begann Mohammed, Allahs Offenbarungen durch den Engel Gabriel zu empfangen. Der Koran, in dem sie auf Arabisch niedergelegt sind, gliedert sich in 114 Kapitel, die **Suren**. »Islam« bedeutet so viel wie »Unterwerfung«, »Ergebung«. Wer sich Allahs Willen unterwirft, den erwarten im Jenseits »Gärten der Wonne«. Ungläubigen droht die Hölle.

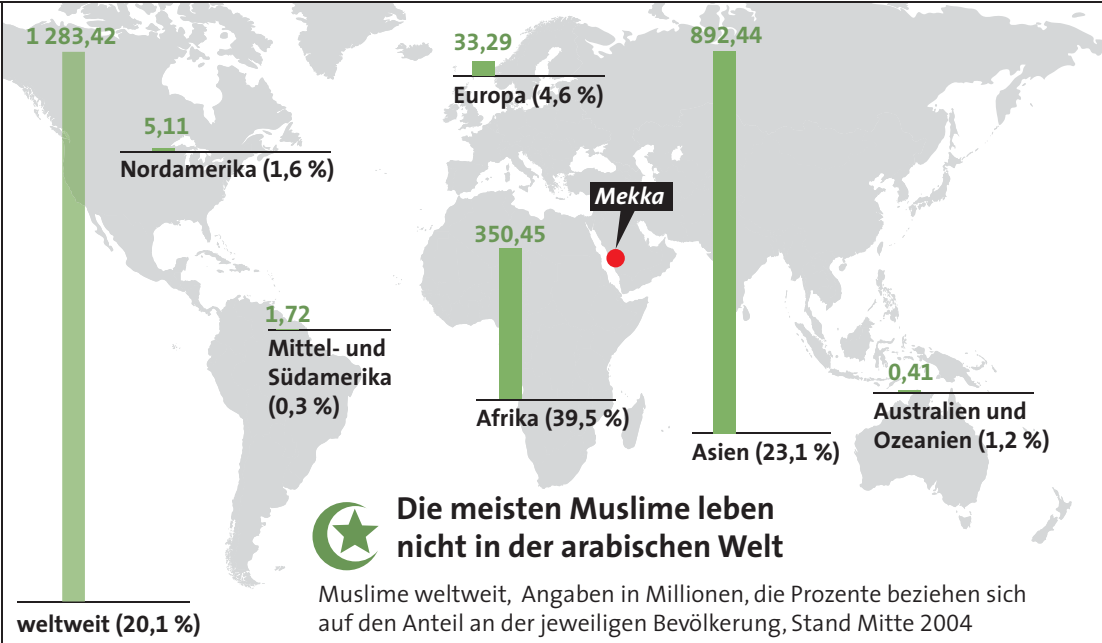
Der Koran formuliert die **fünf Säulen des Islams**: das Glaubensbekenntnis, fünf Pflichtgebete täglich in Richtung Mekka, Pflichtabgabe an Arme, Fasten im Ramadan und mindestens einmal im Leben eine **Wallfahrt nach Mekka, Mohammeds Geburtsstadt**. Nach Medina, der Stadt

seiner Auswanderung, ist Jerusalem der dritte heilige Ort des Islams. Vom Tempelberg soll der Prophet sich in den Himmel haben tragen lassen.

Bald nach Mohammeds Tod spaltet sich der Islam in **Sunniten und Schiiten**. Die Sunniten erkennen als rechtmäßige Nachfolger Mohammeds die ersten vier Kalifen an – Abu Bakr, Omar, Osman und Ali, den Vetter und Schwiegersohn des Propheten. Für die Schiiten, die »Partei Alis« (schiat ali), die heute etwa fünfzehn Prozent der Muslime ausmachen, sind dagegen die **zwölf Imame** legitime Propheten-Nachfolger. Die wichtigsten sind Ali, seine Söhne Hassan und Hussein. Schiiten ergänzen die Überlieferungen aus dem

Leben des Propheten (**Hadithe**) durch »**Vier Bücher**« – Aussprüche und Anweisungen ihrer Imame. Koran und Sunna zusammen bilden die Grundlage des islamischen Rechts (Scharia), das von den *ulama*, den Gelehrten, ausgelegt wird. Die **Scharia** prägt in Staaten wie Saudi-Arabien, Sudan oder Iran das staatliche Recht. Nirgendwo wird sie heute vollständig angewandt. Ein Gegenmodell unter den Ländern mit muslimischer Bevölkerung ist die laizistische Türkei. Der Islam ist die gegenwärtig am stärksten expandierende Religion. Rund 20 Prozent der Weltbevölkerung sind muslimisch (siehe Grafik). In etwa 40 Ländern Asiens und Afrikas ist der Islam Staatsreligion.

ABT



ZEIT-Grafik/Quelle: Statistisches Jahrbuch 2006 für das Ausland